Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645478

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 39 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 25. September 1937

Trost

Von U. W. Züricher

Es schreitet das Leben den schweren Gang,
Durch Täler des Todes, dem Leiden entlang.
Es zittert die zagende Seele.

Das irdische Schiff trägt Grauen an Bord.
Es herrschen die Lüge, der Haß und der Mord.
Es zittert die zagende Seele.

Sind wir in der schrecklichen Zeit des Gericht's?
Oder schlafen die mutigen Geister des Licht's?
Es zittert die zagende Seele.

War Hoffen auf Hilfe ein trügender Wahn?
War Irrtum der Glaube an göttlichen Plan?
Es zittert die zagende Seele.

Gibt's nicht ein Gesetz, das die Sterne lenkt?
Und keines, das Liebe in's Herz uns senkt?
Es zittert die zagende Seele.

Doch manchmal zerreißt die Wolkenschicht.
Es leuchtet ein Gipfel in strahlendem Licht.
Getröstet vertrauet die Seele.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 10

Nun aber hatte er das Ende des Sees erreicht. Dabei erinnerte er sich flüchtig, wie Ingenieur Fenner und der Wirt im Hospiz davon gesprochen hatten, daß an dieser Stelle ein Hotel entstehen solle. Der Ort war allerdings entzückend schön, nicht nur die Berge ringsum, sondern vor allem der Bergbach, der in wunderbarer Klarheit aus dem See rauschte, sich in weißen Schäumen und mit überstürzenden Wellen in die Tiefe warf, während aus den Gründen der Wasserstaub wieder in wehenden Schleiern aufwärts stieg und die Sonne sich mit den Farben des Regenbogens darin brach. Ein so frisches Spiel hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen.

Ja, mit unbeschwertem Herzen wäre da schön wandern!

Ein holpriger Weg führte am Rand der Schlucht, durch die der Bach toste und tollte, in die Tiefe hinab, wo die Gotthardstraße hinaus nach Italien oder hinüber in die deutschen Lande führt. Ihr entgegen wanderte er. Schon erblickte er unter sich die steinbeschwerten Dächer eines wie es schien unbewohnten Dorfes; da glitt sein schlechter Fuß auf einem Stein aus. Vor Schmerz hilflos setzte er sich an das Bord des Weges, ließ die Sonne über sich wandern und ruhte Stunde um Stunde.

In seiner Seele wogte eine qualvolle Unschlüssigkeit. Was wartete seiner, wenn er, durch das Abenteuer in Chur mittellos, wegen seiner Verletzungen arbeitsunfähig geworden, in zerfetzten Kleidern hinab ins Land der Menschen stieg? — Doch nur der amtliche Heimschub nach Tübingen, wie er ihm von der Schwester Else vorausgesagt worden war. Ihm graute vor den unsäglichen Demütigungen, vor den Fußtritten, die seine Seele, seine innere Menschenwürde dabei erlitte. Mißhandeln würde man ihn hüben und drüben vom Gotthard wie einen Vagabunden. Obwohl der Hunger in seinem Leib brüllte, konnte er sich nicht zu einem Schritt weiter talabwärts aufraffen. Lieber sterben als in die Hände der Polizei fallen! —

Die Erinnerungen, die sich in der Nacht bei dem schrecklichen Eulenruf über sein Herz gewälzt hatten, erwachten wieder, die sonderbare Gestalt des Nihilisten Reinhold von Plus, der sein Rösle verführte, obgleich er nicht die kleinste Zuneigung, sondern nur Mißachtung für sie empfunden hatte. Und dieser Mensch, dem nichts heilig war, hatte ihm vorspiegeln wollen, daß er die elende Tat aus Freundschaft zu ihm begangen habe. Eine seltsame, gewalttätige und abgründige Freundschaft! —

Ueber Rösle mochte Heinrich nicht zu hart urteilen. Sie war nun auch tief im Unglück. Am Tage, nachdem die Mutter im Beisein einer großen Verwandtschaft beerdigt worden war, hatte er den Brief Reinholds von Plus an sie gesandt und sie aufgefordert, daß sie ihm ihre Schuld bekenne. Sie gab in ihrer winselnden Antwort den Leichtsinn zu, worauf er ihr nur noch kurz mitteilte, daß er seine Liebe zu ihr begraben habe und in die weite Welt wandere.

Dann hatte er nur noch einmal — von Else — ihren Namen gehört; sie fühle sich durch Reinhold von Plus Mutter.

Ja, du mein Gott, da war viel Elend beisammen. Kein Vater, der zu dem Kinde stand, niemand! Wie hatte Rösle,

der eine so schöne Zukunft winkte, so grenzenlos töricht sein und sie beide in so tiefes Herzeleid stürzen können?

Noch sann Heinrich.

Da kam den Steilweg hinunter, der bisher menschenleer gelegen hatte, ein junger Mann, der eine Vogelflinte, eine lange Angelrute und ein Netz, in dem etliche Fische lagen, bei sich trug. Er pfiff eine Melodie aus der Oper „Carmen" vor sich her.

Der erste Gedanke, den Heinrich beim Anblick des Fremden faßte, war Verstecken oder Flucht. Dann beschloß er, den Zufall und das Schicksal über sich walten zu lassen. Wenn ihn der einsame Gänger anspräche!

Der Unbekannte warf ihm aber im Vorübergehen nur einen flüchtigen italienischen Gruß und einen langen, verwunderten Blick zu und schritt weiter. Dennoch hatte Heinrich sein Bild erfaßt, die dunklen Augen mit der blitzenden Schärfe, die gegen die Brauen hinunter vorspringende Stirn, in die sich eine schwarze Locke ringelte, ein gescheidtes, aber auch verschlagenes Antlitz, das nicht eben Vertrauen erweckte. Sonst hätte er sich an ihn gewandt. — An wen nur erinnerte ihn diese Gestalt? — Angestrengt suchte Heinrich. Da fand er die Aehnlichkeit. Der Fremde hatte irgend einen Wesenszug, eine Verwandtschaft des Ausdrucks von Napoleon, dem Korsen — und diese Entdeckung machte Heinrich seine Erscheinung nicht angenehmer.

Wenn es jener Grimelli wäre, von dem ihm Ingenieur Fenner gesprochen hatte?

Auf diesen Einfall kam Heinrich durch die Wahrnehmung, daß der junge Mann kein Bauer war, sondern eher ein dörflicher Dandy. Darauf deutete der hohe Halskragen, der grellgelbe Schlips, das halb sorgfältig, halb nachlässig getragene Kleid und die an einem Fuß aufgekrempelten Hosen.

Als der Fremde an Heinrich vorübergegangen war, blickte er sich noch zwei-, dreimal fragend nach ihm um und ging dann erst entschlossen seines Weges.

Also die Welt will mich nicht, überlegte der Einsame sorgenvoll. Der wütende Hunger und die Furcht, als Vagabund aufgegriffen zu werden, schlugen sich in seiner Seele eine wilde Schlacht.

Unterdessen webten sich schon abendliche Töne in die Landschaft und begann sich die Sonne über die jenseits des Gotthardtales ragenden Berge zu neigen.

Da kam den Bergweg hinunter noch ein junger, zerlumpter Hirt mit einer Schar übermütiger Ziegen, die links und rechts am Wege naschten und sich in tollen Quersprüngen mit den Hörnern bekämpften.

Den braunen Jungen wollte er um etwas Milch von seinen Tieren bitten. Er stellte sich an den Weg und sprach den Geißbuben mit einer flehenden Gebärde in ein paar italienischen Worten an, die er sich aus dem Gedächtnis zusammengesucht hatte: „Sono povero viatore — ho fame terribile — prego un poco di latte!" *

Der Hirt aber machte ein erschrecktes Gesicht, hob die Hände zu einer abwehrenden Gebärde und sagte, wenn ihn Heinrich verstand, daß er unterwegs keine Milch abgeben dürfe. Rascher als bisher trieb der Junge, der dem Fremden nicht traute, die Herde bergab.

Heinrich blickte ihm trostlos nach. „Sie ließen ihn liegen", stammelte er vor sich hin. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter war ihm eingefallen, vom Kaufmann, dem Leviten und den andern, die dem Unglücklichen am Weg keine Hilfe brachten. Nein, nun der Abend sank, war in dieser einsamen Gegend nicht zu erwarten, daß doch noch der Samariter des Weges gezogen käme.

Ihn fröstelte, und er verlor allen Mut. Er nahm seinen Ranzen auf; er versuchte mit dem wunden Fuß auf dem steilen Weg bergabwärts zu steigen; aber nach zehn Schritten gab er es ächzend auf. Der Fuß schmerzte zu stark. Und was durfte er im Tal erwarten? Er hatte ja jetzt gebettelt und war abgewiesen worden. Er wandte sich wieder bergauf. Da tat der lahme Fuß seinen Dienst besser. Halb bewußt, halb unbewußt schlug er wieder den Weg nach der Hürde ein, in der er nun schon zweimal nachtüber gelagert hatte. Dort winkte wenigstens das warme Heu. Dann und wann hielt er Rast und horchte den Bergwassern zu, die aus fernen Tiefen an sein Ohr rauschten; aber die Kälte, die aus dem erbarmungslos klaren Sternenhimmel hernieder fiel, jagte ihn bald wieder empor. Allmählich überwältigten die Geister der Einsamkeit und Verlassenheit sein gesamtes Wesen; er war nur noch des einen Gedanken fähig: Also ist es mein Los, in der Hütte einsam zu verderben und zu sterben! Wenn der Bauer, dem sie gehört, einmal das Heu holen kommt, wird er die eingetrocknete Leiche des Verhungerten darin finden, wie etwa der Fischer am Meeresstrand ein angeschwemmtes Gerippe aus verunglücktem Schiff, der Bergmann beim Schürfen im Kohlengestein nach langer Zeit die Reste des verschütteten Vaters, Bruders oder Freundes, der Bergsteiger im abschmelzenden Gletscher den Totenkopf und die Knochen eines vom Sturm über einen Gipfel heruntergeworfenen Gemsjägers.

Wozu aber langsam mit Hungerqualen in den Tod siechen? — Dort winkte ja der geheimnisvoll in die Nacht glänzende See. Ein Sprung — im nächsten Augenblick war er von sich selber und allem Elend erlöst!

Noch nie vorher waren ihm Gedanken des Selbstmordes gekommen; im Gegenteil, stets hatte er einen Abscheu vor denen empfunden, die ihrem Dasein selbst gewaltsam ein Ziel setzten, und der Ueberzeugung gehuldigt, daß das Leben etwas Großes, Unantastbares und Heiliges sei, daß es zur Pflicht jedes Menschen gehöre, sich bis zum letzten Blutstropfen durch die Tage und Jahre zu schlagen, bis sie von selber den Abschluß fänden. So hatte er den Selbstmord verworfen, wie es ein Jüngling tut, für den eine treue Mutter sorgt, der bei jedem Erwachen an eine glückselige junge Liebe denken darf, der die Anregungen hochgebildeter Lehrer genoß, der in seinen Studien leicht vorwärts kam und dem ein wohlgeordnetes Leben in Achtung und Ehren winkte.

Jetzt aber, da er an der dunkeln Grenze des Daseins ging, da er von den Menschen nichts mehr als Schmach und Erniedrigung erwarten durfte, das Schicksal ihn selber in den Abgrund zu stoßen bereit war, durfte er in den Betrachtungen über den freiwilligen Tod schon tiefer pflügen.

Endlich erreichte er die Hürde und kroch mit zitterndem Leib wieder ins Heu. Da regte sich auch wieder sein Quälgeist, sein Dämon von gestern nacht, die Eule auf dem Gebälk, und schrie auf ihn hernieder — schrie — schrie.

Unter den anklagenden und durchdringenden Rufen des Vogels stritt seine Seele wider den wunderbaren Gott, der gleich unfaßlich ist, wie er seine Wesen herrlich erschafft und einen großen Teil davon — Menschen, Tiere, Pflanzen — wieder in Krankheiten und Unglücksfällen vernichtet, ehe sie den Zweck ihres Lebens erfüllt haben. Nein, dieser verborgene, unbegreifliche Gott hielt ja das Leben auch nicht heilig! Woher nun sollte der Mensch die Verpflichtung in sich tragen, edler zu sein als Gott und sich nicht selber töten zu dürfen, wenn das Elend und die Schmerzen die innern Kräfte besiegten?

---

* Ich bin ein armer Wanderer; ich habe schrecklichen Hunger; ich bitte um ein wenig Milch.

Mittelmeerfischer Phot. Kester, München

Durch seinen Tod nahm niemand Schaden; niemand weinte ihm eine Träne nach. Sein Schwager und seine Schwester waren froh, wenn sie in den unbestrittenen Besitz des mütterlichen Vermögens kamen — Rösle? — Pfui, über die Treulose, die durch ihre Schande vor allem die Schuld trug, daß er jetzt in Verzweiflung geraten war. Nur eine hätte ehrlich um ihn geweint — die Mutter! — Er konnte aber an sie nicht in Frieden denken. Wie war sie wegen seiner Hinterhältigkeit trostlos von der Welt gegangen; wie trug er ihretwegen den Gewissensstachel in sich!

In seiner Verlassenheit wallte die Liebe zu ihr aus den tiefsten Quellen des Herzens empor; er faltete die Hände, suchte mit den Augen, ob er durch das Dach der Hürde nicht irgendwo ein Stück Himmel erblicken könne und betete in mystischen Schauern: „Mutter, liebe Mutter! Gib mir ein Zeichen, daß ich ausharren soll in meinen Leiden — und ich finde die Stärke sie zu ertragen. Laß mich nicht den dunkeln Weg gehen!"

Mit gespannten Sinnen lauschte er; aber kein Laut ihrer lieben Stimme kam durch die Nacht; kein Licht schwebte, wie er in der Ueberhöhung seines Seelenzustandes erwartete, in das Dunkel der Hürde; nur die Eule schrie unablässig, knackte mit dem Schnabel und rauschte mit dem Gefieder.

Da brach er zusammen: „Ich habe ja auch kein Zeichen der Mutter verdient!" In seiner Brust wichen die Stimmen des Lebens denjenigen der Vernichtung, und mit kranker Lust malte er sich sein Sterben aus.

Plötzlich aber gab ihm eine Erinnerung schwer zu denken und rüttelte ihn noch einmal zum Daseinswillen auf. In der Stube eines bäuerlichen Onkels, in der an Winterabenden oft Gruselgeschichten erzählt wurden, hatte er einmal ein Gespräch über den Selbstmord gehört. „Andreas, ein junger Bauernsohn, hatte sich wegen verschmähter Liebe das Leben genommen. Schon waren ein paar Jahre vergangen. Seine Mutter hielt auf einem fernen Gehöfte die Vormitternachtswache bei der Leiche einer Verwandten. Als sie nun um zwölf Uhr durch eine andere Frau abgelöst worden war, schlug sie den Heimweg ein. Da traf sie ihren Sohn, der doch an der Friedhofecke begraben lag, wie er abgezehrt und schlotternd auf einem Feldstein saß. „O Mutter", wandte er ihr die leise, rauhe Stimme zu, „wenn du mir nur helfen könntest! Mir aber kann niemand helfen. Siehe, des Raumes auf der Erde, den mir Gott angewiesen hat, habe ich mich begeben, kein anderer Ort, da ich ruhen könnte, ist für mich bereit und im Jenseits ist noch keine Kerze für mich angezündet worden. So muß ich in klappernder Finsternis wandern und frieren und froh sein, wenn ich ein wenig in einen Stall kriechen kann, um mich zu wärmen. Jetzt schon drei Jahre, und noch werden es zweiundvierzig sein bis an den Tag, da mein Erdenlicht von selber erloschen wäre. Dann erst gibt mir Gott die Ruhe des Grabes und den himmlischen Frieden. Mutter, erzähle es allen, was ich dir gesagt habe, damit keiner tue, was ich getan habe." Und von der erschrockenen Bäuerin hinweg wandte sich der Geist des Sohnes weinend und wehklagend feldein."

An dieser Gespenstergeschichte aus der Jugend stutzte Heinrich. Es war zwischen Himmel und Erde doch noch manches möglich, was sich mit Menschenverstand nicht ergründen läßt.

Während er seine Gedanken hin und her wog, erlebte er eine große Wohltat. Die Eule flog davon, und die Stille beruhigte sein gequältes Hirn. Liegen bleiben, dachte er, und noch einmal in die Sonne sehen, aus der alles Leben fließt, Lust und Schmerzen, die Liebe und das Leid der Liebe, die Sonne, die selbst jene Unglücklichen verehren, die am Morgen erwachen, ohne daß sie wissen, vor was für einem Richter sie am Abend stehen werden.

In ein oder zwei Stunden mochte sie über die Berge heraufrollen.

Indem er sie mit stummer Ergebung erwartete, schlief er ein und erwachte ziemlich spät aus seinen Hungerträumen. Wie hatte er sich darin bei Taufen und Hochzeiten, die in den Häu-

fern seiner Verwandten stattfanden, an den ländlichen Leckerbissen satt gegessen!

Nun peitschte ihn ja doch der wilde Hunger vom Lager empor. Warum sich von einer Gespenstergeschichte von dem gefaßten Entschluß abwendig machen lassen? — Selbst wenn er wie jener Andreas als nächtlicher Geist wandern müßte, es würde nicht schlimmer sein als die Ruten, mit denen ihn jetzt der heischende Magen züchtigte. Und er mußte handeln. Er spürte wohl, wie sein Leib durch die Entbehrungen schwach geworden war. Schon morgen vermöchte er nicht mehr von der Hürde an den See hinunterzukriechen, da gab es bloß noch ein kraftloses Verenden im Heu. — —

Nur eins! — Vor den Menschen sollte keine Rede und kein Aergernis über seinen traurigen Tod entstehen, niemand merken, daß in dieser Hütte ein Unglücklicher das letzte Nachtquartier, im Bergsee die letzte Rast gefunden hätte.

An raschem Entschluß raffte er seine Hinterbleibsel zusammen, entledigte sich der Kleider, schob sie in den Ranzen, legte in die Schuhe ein Gewicht von Steinen und trug die Habseligkeit an die Felsplatte hinunter, die in den paar Tagen sein liebster Aufenthalt gewesen war.

Die Schuhe versenkte er in der Flut und sah sie nach einigen Augenblicken zwischen den Baumstämmen auf dem bläulichen Schlammgrund liegen. Das beschwerte Bündel, in das er auch seinen Stock gestoßen hatte, legte er so auf die Steinplatte, daß er es bei seinem Todessprung mit der Hand fassen konnte, damit es seinen Leib mit in die Tiefe ziehen helfe. Was galt da, daß er von seinen Jugendsommertagen am Neckar her ein guter Schwimmer war? — Die klaren Wasser — das hatte sich ihm beim ersten Bad eingeprägt — waren so eisig, daß es nur des Sprunges bedurfte, und Arme und Füße erstarrten, keiner Bewegung mehr fähig. Er würde sinken, die Wasser sich über ihm schließen. Und sein wunder Fuß war heil — sein Hunger gestillt!

Er spürte die Ruhe des ausgekämpften Entschlusses in sich.

Arm und bloß, wie je nur ein Mensch gewesen war, stand er in der sonnenwarmen Morgenluft auf dem Stein und schaute in den blauen Himmel, in die wunderbar leuchtende Bergwelt, in der sich kein Laut regte. Wie süß der Naturfrieden, wie heilig das Licht! Und von so viel Schönheit mußte er scheiden! Wie ein Sonnenanbeter reckte er die Arme in die Luft und wandte das Gesicht nach allen vier Himmelsrichtungen, um noch einmal das Bild der strahlenden Erde in sich einzusaugen, der Erde, auf der für ihn kein Dasein mehr war.

Da bemerkte er, daß vom Ende des Sees her Leute kamen, wohl die Bauernfamilie, die schon gestern und vorgestern ihr Heu zu Tale geschlittelt hatte. Doch waren der Wesen ein oder zwei mehr. In einer halben Stunde mochten sie in seiner Nähe sein.

Nein, die sollten ihn nicht überraschen und Zeugen seines Todeskampfes werden.

„Leb' wohl, Sonne!" schrie er heiser vor Weh, „und du, liebe Mutter, erbarme dich meiner!"

Ihr gehörte sein letztes Gedenken, ihrem Sterbewort: „Leib und Seele gehen schwer auseinander." Das spürte er jetzt selber, ein Würgen, als sollte ihm sein Herz jetzt schon brechen, als wäre er schon mitten im Sterben drin.

Was nun geschah, war die Sache eines Augenblicks.

Durch den geknickten Fuß an einem kräftigen Anlauf für den Sprung verhindert, umklammerte er die Riemen des Ranzens und warf sich den Kopf nach unten in den See. Ueber ihm schlugen die Wasser zusammen; willensstark ließ er sich einen Herzschlag lang durch das Gewicht des Bündels in die Tiefe ziehen. Wie ihm nun aber die Sinne im Schwinden waren, gab er die Last aus unfreiwilligem Selbsterhaltungstrieb los, ruderte mit den Armen nach oben und tauchte mit dem Kopf aus der Flut. Wieder vom Licht der Sonne getroffen, spürte er nichts als den mächtigen Willen zum Leben und rang den im Kampf erstarrenden Gliedern die äußersten Kräfte zur Rettung ab.

Da lag er auf der Wiese neben dem Stein, fand den Atem, der ihm vor der Kälte des Wassers schon ins Stocken gekommen war, und hatte nur das eine wonnige Gefühl: „Ich bin — ich lebe — ich danke dir, Gott!" So mächtig durchströmte ihn das Gefühl, daß er kaum merkte, wie ihn die Haut brannte, als ob er mit Pfeffer eingerieben worden wäre. — —

Sein Kampf in der langen, langen Nacht war also umsonst gewesen, der Selbstmordversuch mißlungen. Er hatte auch keine Lust, sich noch einmal in die tödliche Kälte des Sees zu stürzen — kam, was kam, von der Selbstvernichtung hatte er so genug, daß er sie hinterher gar nicht mehr begriff; ihm blieb bloß eine Empfindung von Dasein und Glück, wie vorher in den höchsten Augenblicken seiner Jugend.

Mit dem Leben kam aber auch schon wieder die Sorge. — Die Kleider! — In seiner Blöße war er arm wie kein Mensch auf Gottes Welt! — Und wie sich endlich aus dem Gebirge herausretten? —

Wenn der struppige Bauer mit den Seinen käme, wollte er ihn anrufen, daß er ihm um Gotteswillen Hilfe aus dem Dorfe brächte. So viel von menschlicher Pflicht wußte wohl auch der Verwilderte, der den Blick stets zu Boden gesenkt hielt.

Achtes Kapitel.

Auf der sonnenwarmen Steinplatte ließ Heinrich den Rücken von der milden Luft umfächeln.

Seine Aufmerksamkeit war auf die Menschen gerichtet, die er schon vor der mißglückten Verzweiflungstat in der Ferne beobachtet hatte. Sie waren ihm so nahe gekommen, daß er ihre Gestalten deutlich unterschied. Es waren wieder der Bauer mit dem rauhen Bart, sein abgerackertes Weib und der Knabe, der auf dem Schlitten saß; aber neben ihnen ging ein junges Mädchen oder Weib in einem leichten, schwarzen Kleid, das einen stattlichen Schnauzerhund bei sich hatte und einen großen, leeren Korb am Rücken trug. Ihr Gesicht konnte er zwar wegen des roten Tuches, das sie über Scheitel und Wange geschlungen hatte, nicht sehen; aber aus ihrem freien, geschmeidigen Gang, ihrem gesamten Gehaben schloß er, daß sie nicht zu der armseligen Bauersfamilie gehörte, sondern nur ihre zufällige Wegefährtin war.

Das bestätigte sich rasch.

Bei der Hürde nahm das junge Wesen mit leichtem Gruß von der übrigen Gesellschaft Abschied, schritt nicht behende, nicht langsam auf die Türe des Stadels zu, entfernte das Querholz, das er beim Austritt vorgelegt hatte, mit ruhiger Sicherheit, als wüßte sie nicht, daß die Hürde ein Unterschlupf für fremde Reisende, vielleicht auch Gesindel sein könnte. Am allerwenigsten aber hatte sie wohl eine Ahnung, daß die Augen eines am See hinter den Stein geduckten Mannes jeder ihrer Bewegungen folgten.

Ebenso aufmerksam wie auf das Mädchen waren aber die Blicke Heinrichs auf den Hund gerichtet, der in der Wiese herumschnupperte. Gott, wenn das Tier ihn, den Bloßen, auskundschaftete. Welche abgrundtiefe Verlegenheit vor dem Mädchen oder welche Gefahr, daß ihn das Tier überfalle!

Die junge Gestalt hatte den Korb neben die Tür gestellt, verschwand in der Hütte, brachte auf den Armen ein paarmal einen Bündel Heu und stopfte ihn in den Korb. Jetzt aber erschien sie mit einem Fund. Sie hielt ein kleines Buch in der

Hand. Heinrich wußte sofort, es war seine Miniaturausgabe von Goethes Gedichten, in der vorn sein Name mit der Anmerkung stud. phil. und der Ortsbezeichnung Tübingen eingeschrieben stand. Er hatte das Büchlein während der Rast in der Hütte unter den Kopf geschoben. In der Aufregung, mit der er in seinem Selbstvernichtungsentschluß den Besitz zusammengerafft hatte, war es seiner Aufmerksamkeit entgangen. Sonst läge es ja auch in der Tiefe des Sees.

Fortsetzung folgt.

Der gesegnete Baum

Von Albert Fischli

Ein Apfelbaum will mir nicht aus dem Sinn,
Vor dem ich jüngst gestanden bin:

Ueber und über mit Früchten behangen,
Rundum die Aeste gestützt mit Stangen,

So stand er mit seiner köstlichen Tracht
Im Sonnenglanz — eine goldene Pracht.

Seitdem ich seinen Reichtum sah,
Seitdem geht mir meine Armut nah.

Möcht' es so gut auch einmal haben
Und geuden dürfen mit meinen Gaben!

Möcht' einmal so mit vollen Händen
Schätze verschwenden und Segen spenden!

Aus „Einkehr", Gedichte.

Experiment in den Tod

Skizze von Ralph Urban Nachdruck verboten.

Dr. Smith saß noch immer beim Schreibtisch und arbeitete an seinem Werk „Tod durch psychische Insulte". Er hatte neues medizinisches Material bekommen und war derart in die Sichtung der Aufzeichnungen vertieft, daß er darüber die Zeit vergaß. Jeden Dienstag pflegte er sonst um diese Stunde bereits im „Klub der Aerzte" zu sein.

Das Tischtelefon surrte. Dr. Smith hob den Hörer ab und meldete sich.

„Hier Klub der Aerzte", sagte eine Männerstimme. „Ein Herr möchte Sie sprechen und ich soll anfragen, ob Herr Doktor heute noch kommen?"

„Wer ist der Herr?" fragte Dr. Smith zerstreut.

„Doktor Sanford!"

„Sagen Sie ihm, daß ich in einer halben Stunde dort bin!" Der Arzt legte den Hörer auf, erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe und gähnte wie ein Löwe. Dann ging er gewohnheitsgemäß zum Waschbecken, um sich die Hände zu reinigen. Dabei fiel ihm jetzt erst ein, daß er einen Dr. Sanford gar nicht kannte. Also nahm er das Aerzteverzeichnis vom Regal und blätterte nach. Es gab keinen Dr. Sanford. Merkwürdig, merkwürdig.

Dr. Smith schloß sorgfältig das Tor seiner Villa ab und holte sich dann den Wagen selbst aus der Garage, denn am Dienstag hatte sein Diener-Chauffeur Ausgang. Der Arzt fuhr langsam auf die Straße hinaus und schaltete dabei die Scheinwerfer ein, so daß der Lichtkegel auf die großen Bäume der gegenüberliegenden Seite der Allee fiel. Und da sah er etwas Sonderbares: Hinter einem dicken Stamm lugte eine Hand hervor.

Da Bäume in der Regel keine Hände haben, mußte sich dort jemand versteckt halten. Und warum? Der Anruf fiel Dr. Smith ein. — Er gab Gas und fuhr los. Nächste Straße links, nächste Straße rechts, nochmals um eine Ecke, dann blieb er stehen, stieg aus und eilte auf Umwegen zu seinem Haus zurück. Er ging eine andere Straße, überquerte einen Baugrund, überkletterte einen Zaun, schlich durch den Garten seiner Villa und gelangte so zum Nebeneingang. Leise schloß er auf und tastete sich im Dunkeln durch das Haus. In seinem Arbeitszimmer trat er ans Fenster und lugte durch einen Spalt der Gardinen hinaus. Von hier aus konnte er die Haustür beobachten und trotz der Finsternis sah er gleich, daß sich dort eine Gestalt zu schaffen machte. Dr. Smith hatte gute Augen. Er legte in aller Ruhe Hut und Mantel ab, nahm seinen Browning zur Hand, setzte sich neben den Lichtschalter in einen Lehnsessel und wartete. Ab und zu hörte er von der Diele aus ein knackendes Geräusch, sonst nichts. Einmal griff er nach seinem Puls und zählte ihn mechanisch, aber er war ganz normal. Dr. Smith hatte keine Nerven. Angst war ihm ein fremder Begriff.

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe fiel durch die offenstehende Tür des Arbeitszimmers auf die gegenüberliegende Wand, strich über ein Gemälde, verweilte ein wenig am Kassenschrank, bewegte sich dann dem Schreibtisch zu. —

„Hände hoch, Mann!" sagte Dr. Smith ruhig. Er hatte soeben das Licht aufgedreht. Vor ihm stand ein ziemlich gut angezogener Mann, der ihm im Augenblick gerade halb den Rücken zukehrte, und in einer Hand die Taschenlampe, in der andern eine schwere Armeepistole hielt. Nach dem Schock der Schreckenskunde wandte er sich langsam dem Arzt zu und hob die Arme in die Höhe, denn der unerbittliche Blick des Gegners verriet ihm, daß er bei jeder andern Bewegung mit Kugeln vollgepumpt werden würde.

„Den Revolver fallen lassen!"

Die Waffe fiel dumpf am Teppich auf.

„Zur Wand umdrehen und die Hände schön oben behalten!" befahl der Arzt und ging zum Schreibtisch, die Pistole immer schußbereit auf den Einbrecher gerichtet. Dann hob er den Hörer ab, um das Ueberfallkommando anzurufen.

„Es hat keinen Zweck", rief der Einbrecher, „die Polizei bekommt mich nicht lebend. Wenn Sie sie anrufen, werde ich Sie angreifen, und zwingen mich niederzuschlagen."

„Hm", meinte Dr. Smith. „Ganz schwerer Junge, was?"

„Allerdings." — „Scharfrichterreif?" — „Ja!"

Eine Minute unheimlichen Schweigens. „Kommen Sie hierher", erklang hierauf des Arztes Stimme. „Setzen Sie sich und geben Sie die Hände herunter. Bei der kleinsten Bewegung schieße ich. Ich werde Sie aber nicht töten, sondern Sie nur so verletzen, daß Sie wehrlos sind. Wie Sie eben hören, stimmt Ihre Rechnung nicht."

„Sie sind eine Kanaille", sagte der Bandit.

„Danke", meinte der Arzt. „Trotzdem gebe ich Ihnen eine Chance."

„Ja?"

„Ich brauche Blut von Ihnen, viel Blut. Ein wissenschaftliches Experiment. Die Aussichten, daß Sie mit dem Leben davonkommen, stehen fünfzig zu fünfzig. Klappt es, bezahle ich Ihnen fünftausend Dollars. Einverstanden?"

Der Verbrecher ließ einen schrecklichen Fluch los.

„Ja oder nein?" sagte der Arzt und griff wieder nach dem Telefonhörer.

„Zum Teufel, ja!" stöhnte der Mann. „Sind Schmerzen damit verbunden?" — „Nein."

Nun rief der Arzt seinen Freund und Kollegen Dr. Ollrenshaw an und als sich dieser meldete, ersuchte er ihn, sofort zu kommen. Dann führte er den Verbrecher ins Ordinationszimmer, hieß ihn, sich auf den Operationsstuhl legen und schnallte ihn dort fest. Hierauf legte er den Revolver weg und kam endlich dazu, eine Zigarette zu rauchen. Eine Viertelstunde später öffnete er seinem Freund und setzte ihm rasch seine Absichten auseinander. Dr. Ollrenshaw schüttelte zwar erst den Kopf, dann aber siegte das wissenschaftliche Interesse über seine Bedenken. In wenigen Minuten waren die Vorbereitungen getroffen. Der Verbrecher stöhnte nur einmal leise, als ihm der Arzt die Ader anzapfte. Ein dünner Schlauch stellte von dort die Verbindung mit einem Gefäß her, das der Mann nicht sehen konnte.